

## Tagungen

### ST. MAXIMIN IN TRIER

Kolloquium, veranstaltet vom Fachbereich Kunstgeschichte der Universität Trier im Palais Walderdorff (Volkshochschule) am 26. November 1988.

(mit zwei Abbildungen)

Als Goethe anlässlich der Kampagne in Frankreich am 29. Oktober 1792 auch nach Trier kam, ließ er sich mit Herzog Karl August im Kloster St. Maximin einquartieren. Dort rühmte er den barocken Abtsbau als ein „weitläufiges, wahrhaft fürstliches Gebäude“, auch von der 1680—1684 wiederaufgebauten Kirche (die von den Franzosen 1674 zerstört worden war) konnte er „viel Gutes sagen“ und mit einem geistlichen Herrn „ein ganz auslangendes geschichtliches Gespräch“ über das hohe Alter und die wechselnden Schicksale des Klosters führen.

Wenn Goethe heute nach Trier käme, würde er St. Maximin wohl kaum noch als eine beeindruckende „Anstalt preisen“ können (*Abb. 1a und b*). Die prächtigen Klostergebäude sind längst abgerissen, und Bretterzäune halten seit vielen Jahren selbst Interessierte vom Rest der einst „größten Benediktinerabtei Westdeutschlands“ (W. Braunfels, *Die Kunst im Hl. Römischen Reich*, Band II, Die geistlichen Fürstentümer, München 1980, S. 89) auf Distanz. Rundum eine klägliche Szenerie des einst so stolzen Klosters, dessen Grundherrschaft selbst die des Trierer Erzstiftes übertraf.

Das soll sich jedoch — wenn auch nicht bald — ändern! Die ehemalige Abteikirche will man bis Mitte/Ende der 90er Jahre in einen 25 Millionen Mark teuren Mehrzweckbau umwandeln.

Dieser Plan des kirchlichen Eigentümers war für das Fach Kunstgeschichte der Universität Trier der Anlaß, zu einem Kolloquium über St. Maximin am 26. 11. 1988 einzuladen. Ziel der Veranstaltung war es, eine Vorstellung vom derzeitigen Kenntnisstand zu Geschichte und Kunstgeschichte der Abtei zu gewinnen, deren Erforschung während der letzten Jahre wieder in Bewegung gekommen ist. Am aktuellen Kenntnisstand sind ja die derzeitigen Nutzungspläne zu messen.

Vorab ist festzustellen, daß bei dieser Veranstaltung die Diskrepanz zwischen dem historischen und kunstgeschichtlichen Rang der Stätte und ihrer prospektiven Nutzung krass anschaulich wurde. Um so mehr ist es zu bedauern, daß der Bauherr die Gelegenheit zum weiterführenden Gespräch ungenutzt ließ. Zum Verständnis seiner Position ist allenfalls anzumerken, daß die Herabwürdigung von St. Maximin ihre Wurzeln in früheren Jahrhunderten hat.

Am Beginn der Referate stand allerdings eher die Erinnerung an eine Entmythologisierung als eine Apotheose. Wie man weiß, berichtet Augustinus in den *Confessiones*, daß seine Konversion durch einen Bericht über die kürzliche Bekehrung zweier kaiserlicher Beamter in Trier entscheidend beeinflusst wurde. Den Ort des Ereignisses, Gärten vor der Stadtmauer („*exisse deambulatum in hortos muris contiguos*“), hatten schon frühzeitig die Mönche von St. Maximin, die mit den Benediktinern von St. Matthias ri-

valisierten, für den Bereich ihres Klosters beansprucht — eine Version, auf der fußend noch die *Origines et annales coenobii D. Maximini* des Luxemburger Jesuiten Alexander Wiltheim (verfaßt zwischen 1642 und 1660) den Ursprung von St. Maximin aus einer frühchristlichen Einsiedlerstätte behaupten. Wie dagegen Ignaz Bender (Trier) ausführte, könnte nach heutigem Kenntnisstand allenfalls die in den *Gesta Treverorum* für das 6. Jahrhundert erwähnte *cella sancti Hilarii* den Gründungskern der Mönchsniederlassung bedeuten, während E. Wisplinghoff (*Untersuchungen zur frühen Geschichte der Abtei St. Maximin von den Anfängen bis etwa 1150*. Quellen und Abhandl. zur mittelalterlichen Kirchengeschichte 12, Mainz 1970) und H. H. Anton (*Trier im frühen Mittelalter*, Paderborn 1987) die Anfänge des Klosters erst in die Zeit zwischen 634 und 698 datieren.

Andererseits hat die lokale Tradition, derzufolge die Anfänge in spätantike Zeit zurückreichten, durch die jüngsten Ausgrabungen des Rheinischen Landesmuseums Trier eine unerwartete Bestätigung gefunden. Ausgangspunkt der Abteibauten war eine antike Nekropole. An die tausend ergrabene Sarkophage, von denen einer einen kostbaren Textilfund enthielt, belegen die Anziehungskraft des Bestattungsortes. Das Zeugnis der *Vita Maximini*, wonach der spätere Titelheilige um die Mitte des 4. Jahrhunderts in einer von seinem Vorgänger gegründeten Johanneskirche bestattet wurde, hat durch die Datierung der ergrabenen Anlage in das 4. Jahrhundert (Heinz Cüppers, Trier) erheblich an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Wie Cüppers anhand des erstmals öffentlich vorgestellten Grabungsplanes klarstellte, sind sämtliche vorottonischen Befunde antiken und spätantiken Ursprungs. Auf dem Gelände einer suburbanen Villa ist durch Umnutzung mehrerer Räume und durch Einbeziehung kleinerer Grabkammern in mehreren, kurz aufeinanderfolgenden Umbauphasen noch während des 4. Jahrhunderts eine weitläufige Anlage von unregelmäßiger Gestalt entstanden. Sie erreichte bereits die Dimensionen des ottonischen Baus, der sie schließlich ablöste. Dagegen sind der fränkischen Zeit wohl nur ein im heutigen Langchor ergrabenes Bema und Veränderungen im Kryptenbereich zuzuweisen; von der großen fränkischen Kirche, von der man seit Kutzbachs Ausgrabungen von 1914—1918 ausging, ist demnach Abschied zu nehmen.

Matthias Exner (München) wies auf die Wandmalereien hin, die sich ursprünglich in der Krypta von St. Maximin befanden. Mehrere Malschichten ließen zum Zeitpunkt der Freilegung 1936 die verschiedenen Ausstattungsphasen der Krypta erkennen, deren älteste — nach dem Vergleich ähnlicher Dekorationen etwa in Mailand — noch dem 4. Jahrhundert angehören. Weitere Reste, die wohl ins 8. und frühe 9. Jahrhundert zu datieren sind, befinden sich mittlerweile in einem desolaten Zustand. Zusammen mit den spätkarolingischen Fresken (heute im Bischöfl. Museum Trier) bezeugen sie eine Dichte der Überlieferung im Bereich der Monumentalmalerei, die nördlich der Alpen ohne Beispiel ist. Gerade in Hinblick auf die bevorstehende Restaurierung verdienten sie den Einsatz aller verfügbaren Mittel.

Alfred Heit (Trier) zeichnete die Geschichte der Abtei als eines der großen Zentren des benediktinischen Mönchtums nach. Auch für diesen Konvent galt eine Mischregel columbanisch-benediktinischer Prägung, bis sich seit der Reform Benedikts von Aniane (817) die Regel des hl. Benedikt durchsetzte (P. Becker, *Das frühe Trierer Mönchtum. Von den Anfängen bis zur Anianischen Reform*. Veröffentl. des Max-Planck-Institutes

für Geschichte. Studien zur Germania Sacra, erscheint 1989). In der Zeit der ottonischen Kaiser gelangte St. Maximin auf Reichsebene zu prominenter Stellung. Vor und neben Cluny, Gorze und Hirsau ging von hier eine bedeutende Reformbewegung aus.

Im verlesenen Beitrag des erkrankten Adolf Neyses (Trier) wurde eine vollständige Dokumentation der Grabung anhand von Plänen des Baues gegeben, von dem wir Weihenachrichten aus dem Jahre 942 (Ostteil), 949 (Westteil) und 952 (Außenkrypta) besitzen. Entgegen der geltenden Auffassung, nach der die Abteikirche des 10. Jahrhunderts durch spätere Neubauten vollständig ersetzt worden sei, konnte Neyses an der Nordseite aufgehendes Mauerwerk bis zu einer Höhe von 9 m nachweisen. Adolf Neyses, der schon 1979 ein ottonisches Atrium an der Westseite entdeckt hatte, präsentierte darüber hinaus einige Erkenntnisse, die unser Bild von der Architektur des 10. Jahrhunderts erweitern werden. Aufgrund der Achsweiten der Pfeilerfundamente rekonstruierte er einen Stützenwechsel, der möglicherweise dem daktylischen System des Atriums vor der Aachener Pfalzkapelle glich. Ob auch das nachgewiesene Nischenportal durch Aachen angeregt wurde, muß offenbleiben. Es ist in jedem Falle ein bisher unbekanntes „missing link“ für die zahlreichen Beispiele des 11. Jahrhunderts (dazu: G. Lorenz, *Das Doppelnischenportal von St. Emmeram in Regensburg*, Frankfurt, New York 1984). Das überraschendste Ergebnis aber war die Entdeckung eines Dreiapsidenchores im Westen, der den Dreiapsidenchor im Osten fast spiegelbildlich wiederholt, eine in dieser Weise singuläre Grundrißform. Zu diesem Referat vgl. seinen Beitrag in diesem Heft.

Mit der bestehenden Kirche von 1680—84 beschäftigte sich der im Februar dieses Jahres verstorbene Eberhard Zahn (Trier). Er betonte den künstlerischen Rang der Architektur, die lange genug als „widerspruchsvoller Bau“ des „mittelmäßigen Baumeisters“ Hans Kuckeisen galt (*Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz*, Bd. III, *Die kirchlichen Denkmäler der Stadt Trier*, Hrsg. H. Bunjes, N. Irsch, Düsseldorf 1938, S. 303). Die negative Qualifizierung geht, wie er zeigte, auf eine zeitgenössische Kritik am Architekten zurück, die von durchsichtigen Eigeninteressen bestimmt war. Immerhin hatte sie den Erfolg, bis heute von der Tatsache abzulenken, daß Kuckeisen ein Werk von katedralartigen Dimensionen und hohem ästhetischem Wert gelungen ist, ein wichtiges Beispiel der deutschen Nachgotik, dessen ansehnliche Qualität infolge der unglücklichen Restaurierungsgeschichte nur noch an wenigen authentischen Stellen abgelesen werden kann. Das heutige Aussehen leidet zum Beispiel erheblich unter der weitgehenden Abarbeitung der Profile im Zuge der Neugotisierung. Um zu einer angemessenen kunsthistorischen Würdigung zu gelangen, wäre eine Befunderhebung großen Umfangs nötig und wünschenswert. Die nachgotischen Bauformen könnten mit dem breit angelegten, historisch-apologetischen Programm des Abtes Alexander Henn in Verbindung stehen, der sich für den historisierenden Wiederaufbau der zerstörten Kirche am alten Ort nachdrücklich eingesetzt hat. Eine weitere bleibende Leistung Henns war die Zusammenstellung der bedeutenden Urkundensammlungen von St. Maximin, die in Jean Mabillons *De re diplomatica* (1681) eine wichtige Rolle spielten. Der große Mauriner dürfte seinerseits Einfluß ausgeübt haben auf die historischen Anstrengungen der Abtei und auf ihre spezifische Michaelsverehrung, welcher u. a. das große Michaelsrelief an der Westfassade zu verdanken ist.

Im letzten Beitrag referierte Joachim Glatz (Mainz) über die widerspruchsvolle Denkmalpflege der Abteikirche im 19. und 20. Jahrhundert, die zu starken Einbußen der historischen Substanz führte. Noch die jüngste Restaurierung habe — den Vorschlägen der staatlichen Denkmalpflege widersprechend — das neugotische Maßwerk beseitigt und unbefriedigende Rekonstruktionen, etwa im Turmbereich, vorgenommen. Dennoch sehe das Landesamt — dank der großzügigen Zuschüsse durch die Diözese — in der Wiedergewinnung des Innenraumes eine großartige Chance für St. Maximin; vgl. die Ausführungen des Referenten in diesem Heft.

Genau diese Chance aber wird durch den geplanten Mehrzweckraum wieder zunichte gemacht. Die ersten drei Joche im Osten will man verschiedenen Chorvereinen zur Nutzung überlassen, und hinter einem horizontalen Raumteiler sollen die Schüler der benachbarten Konstantin-Hauptschule nach dem Einbau einer Empore in zwei Etagen Sport treiben können. Neben der ehemaligen Sakristei sind Duschen und Toiletten geplant, um die Abteikirche herum sind eine Weitsprung-, Hochsprung-, Kugelstoß- und eine Kurzstreckenlaufanlage vorgesehen.

Was ein Mönch der geschichtsbewußten Abtei zur Verwandlung St. Maximins in ein „überdimensionales Vereinslokal“ (FAZ, 16. 12. 1988) und in ein Sportzentrum gesagt hätte, können wir allenfalls ahnen. Der letzte Bibliothekar von St. Maximin, der Benediktiner Thomas Sanderad Müller, hat sich über die „*Mishandlung der Alterthümer, Kunstwerke und wissenschaftlicher Gegenstände*“ (so der Titel seines Trierer Vortrages 1808) seiner Zeit mit der zornigen Prophezeiung zu trösten versucht: „...der historische Schandfleck wird unauslöschbar auf diesen Verhunzern haften.“

Richard Hüttel

## Denkmalpflege

### ST. MAXIMIN — DAS AUSBAUPROJEKT

(mit zwei Abbildungen)

Als das Bistum Trier 1932 die Kirche der ehemaligen Reichsabtei St. Maximin — die Abteigebäude waren bereits untergegangen — vom Reichsfiskus erwarb, geschah dies im Gefolge des Versailler Vertrages von 1919, der bestimmte, daß militärische Gebäude wie auch Kasernen in eine zivile Nutzung zu überführen seien. Die Verhandlungen der Übertragung hatten 1929 begonnen. Die Zielvorstellungen über eine künftige Nutzung waren noch undeutlich; sie bewegten sich zwischen einer Bestimmung als Pfarrkirche für den Ortsteil Kürenz und einer Niederlassung für die Jesuiten mit einer Art religiösem Jugendzentrum. Daß aus solchen Ideen in der Folgezeit nichts werden konnte, ist für jeden Kenner der Jahre von 1933 bis 1945 evident.

Die Geschichte des kirchlichen Areals St. Maximin ist eine Geschichte der Zerstörungen, der Wiederaufbauten und der Umwidmungen. Die Bauten der Spätantike — beginnend mit einer zivilen Nutzung — kennen wir nur aus der Überlieferung und durch die inzwischen (fast) kompletten Ausgrabungen (H. Cüppers, Landesmuseum). Die bedeu-